

„Der Mond ist aufgegangen“

Liedpredigt im Abendgottesdienst 30. August 2002 in der Stadtkirche Brugg

Pfr. Wolfgang Rothfahl

Liebe Gemeinde,

Ich möchte heute Abend im Predigtteil dieses Gottesdienstes ein Lied vorstellen, das wahrscheinlich niemandem von Ihnen unbekannt ist: das Abendlied *Der Mond ist aufgegangen* von Matthias Claudius. Ein Lied vorstellen, ist alleweil ein heikles Unterfangen. Ist es ein unbekanntes Lied, so sind Sie manchmal vielleicht froh um eine kleine Hinführung. Aber sonst sind doch Lieder nicht dazu da, dass über sie gesprochen wird, sondern dass man sie singt und sich von Herzen freut an ihnen.

Wenn ein Lied beim Singen nicht einleuchtet, dann nützen auch meistens die Erklärungen nicht. Und wenn es einleuchtet, dann braucht es keine Erklärungen. Und wenn es gar so sanft und schön leuchtet, wie dieses Abendlied, dann braucht es erst recht keine Erklärungen. Und doch - hoffe ich - werden ein paar vertiefende Betrachtungen dieses Lied nicht stören, sondern sein Leuchten nur noch farbiger machen.

Hören Sie doch nur einmal auf diese altvertraute Melodie. Da gibt es ja wirklich keine Ecke und Kante darinnen; einfache Tonschritte, ruhige Rhythmen, eine angedeutete Wiederholung, die aber nicht künstlich wirkt, und ein so ruhiges Ausschwingen, dass niemand merkt, dass die letzte Textzeile länger ist als die vorherigen. Und obwohl sie drum mehr Noten braucht, stört sie die Symmetrie der Melodie nicht. Hören Sie diese Melodie einmal von der Orgel gespielt.

Melodie einmal langsam spielen (gern mit Achtelbewegungen in der Begleitung, dass sie sehr ruhig herauskommt)

*Der Mond ist aufgegangen,
die goldnen Sternlein prangen
am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget
und aus den Wiesen steigt
der weisse Nebel wunderbar.*

So die weltberühmte 1. Strophe. Das ist Dichtung. Und Dichtung muss und kann man beim Wort nehmen. Da ist nichts unbedacht gesagt. Das Bild vom Abend, das uns diese Strophe vor das innere Auge zaubert, ist nicht dunkel und schon gar nicht finster. Die sanften Lichter des Abends bestimmen dieses Bild. Der Mond leuchtet. Die Sterne funkeln. Am Himmel ist es hell. Damit beginnt die Strophe.

Und erst dann wendet sich der Blick zur Erde. Sie ist auch nicht einfach finster. Der Wald ist schwarz. Aber der Nebel ist weiss. Der schwarze Wald steht. Der weisse Nebel aber steigt und bewegt sich empor zum Licht dieses sternen-funkelnden und mond-leuchtenden Himmels. Eine Aufwärtsbewegung ist in dieser Strophe. Das Auge folgt dem Nebel und schaut über dem schwarzen Wald das Licht. Alles scheint in diesem Lied empor zu weisen. Der Blick haftet nicht am Dunkel, nicht an dem, was Sorgen und Angst bedeuten könnte. Er wandert hinauf und sieht Licht. Nicht das Tageslicht, das uns alles Gegenwärtige noch gegenwärtiger macht. Sondern das nächtliche Licht, das uns die Grösse und Unendlichkeit des Universums und die Weite der Ewigkeit viel mehr bewusst werden lässt, als es das Tageslicht tun könnte.

Wir singen Strophe 1 + 2.

Die Welt ist Stille. Der Abend schafft die Stille. Der Tag war nicht still. Am Tag wurde gearbeitet, gemüht, gesorgt, gekämpft. All das schliesst Claudius ein in den Ausdruck „des Tages Jammer“. Aber jetzt ist das vorbei. Jetzt umhüllt Dämmerung die Welt und macht sie still.

Dämmerung ist ein doppelseitiges Bild. Als Abenddämmerung steht sie für die Stunden zwischen Tag und Traum. Und der Abend wurde immer auch als Abend der Welt, als Zeichen der Vergänglichkeit

und des Endes gedeutet. Und zuletzt ist ja die ganze Schöpfung endlich und lebt ihrem Abend entgegen. Zugleich aber ist Dämmerung die Vorschattung des neuen Morgens und damit ein feiner Hinweis auf ein neues Leben und eine neue Schöpfung jenseits dieser Grenze der Vergänglichkeit.

So sanft kann Claudius davon erzählen, dass alles einmal enden wird, auch wir, und dass alles einem neuen Anfang entgegengeht, auch wir. Die Dämmerung macht den Tageslärm still. Das Wissen um unser Ende und die Hoffnung eines neuen Anfangs, das ist es eigentlich, was uns still macht und den Lärm, die Arbeit, das Mühen und Sorgen und Kämpfen des Tages sanft wegwischt als eitle Kunst, wie es die 4. Strophe umschreibt.

Wir singen Strophe 3 + 4.

Schon wieder blicken wir auf den Mond. Diesmal wird er zum Zeichen, dass alle Dinge und alle Wesen zwei Seiten haben, und dass wir oft kurzsichtig urteilen, wenn wir nur eine Seite kennen. Die Rückseite des Mondes: ewig ungesehen. Bei Rilke wurde sie zum Bild für das Unsichtbare im Leben, das Davor und das Danach, von dem uns Erfahrungen und Worte fehlen, das aber dazugehört.

Bescheiden macht einen diesen Einsicht. „Einfältig“ sagt Claudius statt bescheiden. Was immer „einfältig“ sein mag: sanftmütig im Sinne der Seligpreisungen, naiv, arglos, zurückhaltend im Urteil. Wir malen das nicht aus. Aber es erinnert mich sehr an den Haupteindruck, den ich von Matthias Claudius als Mensch habe.

Er hat ja seine Eltern mehr als enttäuscht. Studieren sollte er, Juristerei. Aber nach dem frühen Tod seines Bruders, mit dem er die Studentenbude teilte, wandte er sich der Theologie zu. Das Studium hat er nicht abgeschlossen, sondern versucht, als Zeitungsredaktor und Hauslehrer ein Auskommen zu finden. Immer wieder verlor er seine Stelle. Und die norddeutsche Zeitung „Wandsbecker Bote“, die er eine Zeitlang herausgab, machte pleite. Aber was ihm an äusserem Glanz und Karriere ganz abging, das machte anderes mehr als wett. Claudius heiratete eine Handwerkerstochter, seine liebe Rebecca, hatte eine grosse Kinderschar, ein geräumiges Haus, einen riesigen Bauerngarten, Zöglinge zum Erziehen und eine Menge grösster Geister, die immer gern bei ihm zu Gast waren. Als er einmal nach seinem Beruf gefragt wurde, meinte er, er sei vor allem Hausvater und Gastgeber.

Ich möchte nur wenige Musterchen weitersagen, wo wir uns diesen bescheidenen, äusserlich armen und innerlich überreichen Menschen vorstellen können. So schreibt er zum Silberhochzeit seiner Rebecca, die inzwischen 12 Kinder geboren hat:

*Ich habe dich geliebet und ich will dich lieben,
solang du goldner Engel bist;
in diesem wüsten Lande hier und drüben
im Lande, wo es besser ist. ...
Ich danke dir mein Wohl, mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, dass ich dich fand;
doch ich fand nicht. Gott hat dich mir gegeben.
So segnet keine andre Hand.*

Und seinem Sohn Johannes schrieb er, als dieser 16-jährig das Elternhaus verliess und eine Lehre antrat, einen Brief, aus dem ich nur wenige Zeilen vorlese:

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, da ich den Weg gehen muss, den man nicht wiederkömmt. Ich lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Es ist nichts gross, was nicht gut ist; und es ist nichts wahr, was nicht bestehet. Lerne gerne von anderen, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugenden etc., geredet wird, da höre fleissig zu. Wenn dich jemand will Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, lass ihn und gehe seiner Kundschaft müssig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint. Es ist leicht zu verachten, Sohn; und Verstehen ist viel besser. Tue keinem Mädchen Leides und denke, dass deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist. Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre. Und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Das ist einfältig.

Wir singen Strophe 5.

Wir kommen schon zu den Schlusstropfen mit ihrer Bitte um einen guten Schlaf. Es ist keine naive Bitte. Zum guten Schlaf gehört nicht einfach der Schlummertrunk und dann die Augen geschlossen und in die Pfühl gesunken. Zum guten Schlaf gehört auch das gereinigte Gewissen. Claudius mahnt da nicht bohrend. Er bittet lediglich „verschon uns, Gott, mit Strafen“, und da ist sein ganzes Abendgebet mit aller Busse und aller Bitte um Annahme darinnen enthalten. Und er denkt nicht nur an sich, sondern auch an den kranken Nachbarn. Das gehört auch zum Abendgebet: die Fürbitte für die Leidenden und die Nächsten. Es ist alles vorhanden in diesem Lied, alles unaufdringlich, alles unplakativ, alles so schlicht und einfach, dass es gar keine grossen Worte braucht.

Wir singen Strophe 6 + 7.

Zum Schluss noch zwei Gedanken:

Das Mondenlicht hat es Claudius offenbar angetan. Ich könnte Ihnen noch weit mehr Gedichte lesen, die sich unterm Mondenlicht abspielen. Warum? In der Symbolik ist der Mond weiblich „la luna“, während „il Sole“, die Sonne, das männliche Lichtsymbol darstellt. Ein wenig vereinfacht gesagt: Claudius' Bild vom abendlichen Frieden entfaltet sich unter einem mütterlichen Licht. Dazu passt sein Bild vom Menschen überhaupt, wie er es in dem Gedicht „Der Mensch“ ausdrückt:

*Empfangen und genähret
vom Weibe wunderbar,
kömmt er und sieht und höret
und nimmt des Trugs nicht wahr;
geliüstet und begehret,
und bringt sein Tränlein dar;
verachtet und verehret,
hat Freude und Gefahr;
glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
hält nichts und alles wahr;
erbauet und zerstöret
und quält sich immerdar;
schläft, wachet, wächst und zehret;
trägt braun und graues Haar,
und dieses alles währet,
wenns hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder
und kömmt nimmer wieder.*

In diesem Gedicht spielen die Väter eine Rolle als Vorfahren, bei denen wir unser Grab haben. Die Mutter aber ist es, die den Menschen empfängt, nährt und ihn in sein Leben geleitet. Claudius hat eine sehr mütterliche Einstellung zum Leben. Sicher hat das zu seiner Liebe zum familiären Zusammensein und seiner Erziehungstätigkeit beigetragen. Ich stelle ihn mir als einen sehr mütterlichen Vater vor, der - vielleicht unbewusst - das Mondenlicht als mütterliche Lichtquelle besonders schätzt.

Claudius lebt in der Zeit der Aufklärung. Sie hat für ihren Fortschrittsoptimismus, und für ihr Vertrauen in die Vernunftkräfte des Menschen das Symbol der aufgehenden Sonne gewählt [daher rührt auch die Bezeichnung Aufklärung]. Die Freimaurerorden, die damals noch Vorkämpfer für eine fortschrittliche, vernunftgemässe Erziehung des Menschengeschlechtes waren und denen Claudius selber beigetreten war, hiessen drum gern „Fiat Lux“ oder „Aurora“ oder ähnlich.

Gleichzeitig stand Claudius der Aufklärung skeptisch gegenüber. Sein Wahlspruch sei - erklärte er einmal in seiner typischen Art -, dass nicht der Glaube vernünftig werde, sondern die Vernunft gläubig. Da ist das Mondenlicht geradezu eine Alternative zum Fortschrittsoptimismus der Aufklärung. Es erhellt, was bei Tage übersehen wird: Gottes Segen und unser Angewiesensein darauf.

Orgelchoral zum Lied